

«Das ist der Preis der Unabhängigkeit»

Ein Gespräch mit dem iranischen Schriftsteller Mahmud Doulatabadi

Mahmud Doulatabadi ist der prominenteste Schriftsteller Irans. Der 1940 geborene Romancier ist kein politischer Aktivist, dennoch bleiben seine Bücher regelmässig bei den Zensurbehörden hängen, so auch sein jüngster Roman, «Der Colonel», der soeben auf Deutsch erschienen ist (vgl. NZZ vom 2. 6. 09). Susanne Schanda traf den Autor in Teheran.

In Ihrem Roman «Der Colonel» zeichnen Sie anhand einer Familiengeschichte, die vor, während und nach der islamischen Revolution spielt, ein düsteres Bild ihres Landes, das von Gewalt, Wahnsinn und Tod geprägt ist. Sehen Sie so schwarz?

Mahmud Doulatabadi: Sie müssten an meiner Stelle um 1979 bis 1989 in Teheran gelebt haben, dann könnten Sie verstehen, warum das Bild so düster und dunkel ist. «Der Colonel» ist ein historisches Buch über die Revolution. Ich wollte zeigen, wie sich jede Revolution in ein Chaos mit grausamen Auswirkungen verwandeln kann. Der Roman verweist auf die Geschichte der letzten 150 Jahre, die vom Nationalismus und von seinem Zerfall geprägt waren.

Sie haben den Roman vor einem Vierteljahrhundert zu schreiben begonnen und erst letztes Jahr abgeschlossen. Warum hat dies so lange gedauert?

Erst vor einem Jahr fand ich die Zeit dafür reif, und das Werk, das ich immer wieder überarbeitet hatte, schien mir vollendet. Denn ich wollte ein literarisches Werk schaffen. Das liegt jetzt vor. Die Zensurbehörde sagte, es sei ein Meisterwerk, aus dem man unmöglich etwas streichen könne.

Dennoch erhielt es bis jetzt keine Genehmigung zur Publikation. Warum wird es dem persischen Publikum vorenthalten?

Weil es über die schrecklichen Ereignisse in den Jahren vor und nach der Revolution spricht. Diese Tragödie geht ganz tief, und der Roman reisst alte Wunden wieder auf. Das Regime will nicht, dass sich die Leute wieder an diese Wunden erinnern, deshalb lässt es den Roman nicht zu.

Wie funktioniert Zensur in Iran?

Der Verleger bringt den Roman zur Zensurbehörde. Nach einer gewissen Zeit bekommt man einen Brief ohne Unterschrift mit Bemerkungen wie «Seite 153, Zeilen 7–12 müssen gestrichen werden» und so weiter. Bei meinen «Tagebüchern» habe ich diese Anweisungen befolgt und gestrichen, aber schliesslich doch keine Genehmigung erhalten. Zurzeit liegen drei meiner Bücher bei der Zensur: «Die vermischten Schriften», «Der Colonel» und «Wie man eine Taube köpft», ein Roman über die Folgen des Krieges.

Was bedeutet es für Sie, dass nun gerade «Der Colonel» in Iran nicht veröffentlicht werden kann?

Es schmerzt. Aber es überrascht mich nicht. Ich hoffe, dass der Roman nach den Präsidentschaftswahlen vom 12. Juni die Genehmigung zur Veröffentlichung bekommt.

Angst vor der Literatur?

Anzeige

Erwarten Sie von den Wahlen eine Wende zum Besseren?

Einer der Kandidaten, Mir Hossein Moussavi, wirbt für sich mit dem Wahlspruch: «Der Staat soll sich nicht in die Literatur einmischen, und Kultur ist keine staatliche Institution.» Entweder bekommt Iran einen neuen Präsidenten, der versuchen wird, die Kultur zu fördern und das Land kulturpolitisch zu öffnen, oder der jetzige Präsident wird wiedergewählt, aber dann muss er seine Politik verbessern.

Glauben Sie, dass sich Menschen innerhalb eines schlechten Systems positiv verändern können?

Dieser Wandel ist notwendig, sonst stirbt man. Ich bin nicht sicher, ob es tatsächlich geschieht, hoffe aber darauf. Mir Hossein Moussavi war 1980–88 Premierminister und damit während der Schrecken der Revolution an der Macht beteiligt. Ich hoffe, dass er sich verändert hat, sollte er jetzt wieder an die Macht kommen, und dass mein Buch nach der Wahl zur Veröffentlichung zugelassen wird.

Eine rigorose Zensur lässt darauf schliessen, dass das Regime Angst hat vor der Literatur. Ist diese tatsächlich so wirkungsvoll?

Es spricht für die Macht der Literatur, dass so viele Autoren von der Regierung gefürchtet werden. Die Literatur hat einen Einfluss auf die Gesellschaft, aber sie wirkt nicht schnell und direkt, sondern in die Tiefe. Das dauert. Mir geht es beim Schreiben nie um kurzlebige Tagesaktualität, die als Propaganda missverstanden werden könnte.

Wird in Iran viel Literatur gelesen?

Wenn die Zahl der Leser sinkt, dann deshalb, weil sich der Staat in die Literatur einmischt. So wird die unabhängige Literatur nicht vom Staat unterstützt. Verleger werden vom Staat nur unterstützt, wenn sie religiöse Bücher publizieren.

Können Sie vom Schreiben leben?

Ich lebe vom Schreiben, ich kann nichts anderes. Bis 1986 war ich ausserdem Professor an der Universität, dann wurde mir dies verwehrt. Später gab es wiederholt Versuche des Staats, mich zu vereinnahmen, aber das lehnte ich immer ab. So musste ich meine Altersvorsorge selbst bezahlen und erhalte jetzt nur eine kleine Rente. Das ist der Preis der Unabhängigkeit.

Die klassische persische Literatur ist im Alltagsleben der modernen Iraner und Iranerinnen allgegenwärtig. Hat die Gegenwartsliteratur einen vergleichbaren Stellenwert?

Die Literatur hat an Kraft verloren. Zahlreiche gute Schriftsteller müssen das Land verlassen. Viele junge Autoren wollen von der Geschichte und Tradition nichts mehr wissen und beschäftigen sich jetzt mit der Postmoderne, sind Formalisten

geworden. Diese Generation glaubt nicht mehr an die soziale Rolle der Literatur. Die islamische Revolution 1979 brachte auch eine Kulturrevolution mit sich, die das soziale Bewusstsein ausschaltete. Das kam einem kulturellen Putsch gleich. Die Denker wurden vertrieben oder in den Untergrund gezwungen. Dann brach auch noch der Krieg mit dem Irak aus. Die hundertjährige Tradition der modernen persischen Literatur wurde dadurch unterbrochen. Dennoch bin ich hier in Iran geblieben, denn ich wusste, was ich hier zu tun hatte, dass ich schreiben musste. Ich war nie ein Schriftsteller, der das Land verlässt und in Paris in den Cafés herumsitzt. Im Ausland wäre ich enturzelt.

Zwang und Bestimmung

Mit der islamischen Revolution wurde der Diktatur des Schahs ein Ende gesetzt. Viele junge Menschen sahen in der Revolution einen Neuanfang. Hat sie bei Ihnen zuerst auch Hoffnungen ausgelöst?

Nein, nie. Während der zwei Jahre, als ich im Gefängnis sass, noch während der Schah-Zeit, realisierte ich, was mit dem Land los war. Schon kurz zuvor hatten sie versucht, mich zum Schweigen zu bringen. Ich ahnte die Schreckensherrschaft der Revolutionäre voraus. Das Einzige, was ich nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis noch hoffte, war, meine Werke schreiben zu können.

Als moralische und künstlerische Antwort auf den täglichen Terror?

Während der Arbeit am «Colonel» hatte ich eines Nachts einen Albtraum. Voller Angst wachte ich auf, doch als ich wieder einschlief, kam derselbe Albtraum zurück. Erst am Morgen hatte ich die Kraft, den Traum aufzuschreiben. Das war ein äusserst seltsames, einzigartiges Erlebnis, das entscheidend war für die visionären, traumhaften Stellen des Buches. Es war für mich wie ein historisches Urteil. Etwas zwang mich, dieses Buch zu schreiben. Das war absolut existenziell. Literarische Werke sind kleine Zufälle in unserem Land. Wenn ich über mein Schreiben nachdenke, erkenne ich, dass ich nichts bewusst, zielgerichtet geschrieben habe. Das Schreiben ist meine Bestimmung, ein Zwang.

Ist es auch eine Last?

Es bedeutet, zu sterben und wieder geboren zu werden. Das ist schwierig und anstrengend, seelisch wie körperlich. Ich bin beim Schreiben schon mehrere Male ohnmächtig geworden, ein Mal, weil ich während 36 Stunden vergessen hatte zu essen. Dostojewski sagte, der Kummer schaffe die Poesie. Kunst ist die heilige Frucht des Leids. Dieses Leid zu ertragen, ist die Pflicht des Künstlers.